Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 15 (1932)
Heft: 7

Artikel: Der grosse Heide
Autor: Tyndall, Paul Camillo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-408185

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERN, 1. April 1932. DER Nr. 7 - 15. Jahrgang.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. und 15 jeden Monats

Geschäftsstelle der F. V. S.
Zürich 2
Tannenrauchstratse 84

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum. *Goethe.*

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inserate 1-3mal: 1/32 4.50, 1/16 8-, 1/8 14.-, 1/4 26.-. Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt

Der grosse Heide.

Von *Paul Tyndall*, Wien.

«Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an *einer* Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, dass die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.» So schrieb Goethe am 6. Januar 1813 an seinen pietistisch gesinnten Jugendfreund Jacoby, und so bleiben auch wir uns stets bewusst, dass dieser universelle Geist jeder Richtung etwas zu geben hatte. Und so mögen sich die Bekenner eines persönlichen Gottes, wie die Deisten, die Anhänger der Seelenunsterblichkeit oder der Seelenwanderung, Mystiker, Spiritisten, und leider auch Anthroposophen weiterhin auf ihn berufen. Hat er doch selbst den Protestanten, ja sogar Katholiken manches zu Liebe gedichtet; es sei nur an den pompösen katholischen Himmel am Schluss der Fausttragödie erinnert, wo Gott, Maria und alle Engel und Heiligen aufmarschieren. So möge ihn feieren, wer will! Mit wirklich beweiskräftiger Argumentation dürfen ihn aber nur die Freien für sich in Anspruch nehmen. Nicht etwa autoritär; denn es beweist nichts, dass selbst ein Goethe dies oder jenes gesagt hat. Darum gilt es noch nicht. Aber Goethe hat dem Giltigen den treffendsten und darum unsterblichsten Ausdruck verliehen. «Der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige,» sagte der Achtzigjährige zu Eckermann. Und als Knabe von sechs Jahren, als beim Erdbeben von Lissabon 30,000 Menschen, Gerechte und Ungerechte, verschlungen wurden, hat er bereits die Väterlichkeit Gottes, seine Allgüte und Allweisheit bezweifelt. Und so wurde ihm die Vorstellung eines anthropomorphen und ausserweltlichen Gottes immer undenkbarer. Sein von höchstem, revolutionärem Geiste durchglühter «Prometheus» wendet sich ja gegen die erbarmungslose tyrannische Gottheit in Person; und gerade dieses Gedicht sollte im deutschen Geistesleben epochemachend wirken. Denn Jacoby zeigte es in seiner noch unveröffentlichten Abschrift seinem Freunde Lessing im Jahre 1780, ein Jahr vor des Dichters Tode. «Das Gedicht finde ich gut,» sagte Lessing, «es ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Gottesbegriffe sind nicht mehr für mich.» Darauf Jacoby ganz bestürzt: «Dann wären Sie ja mit Spinoza einverstanden!» Worauf Lessing: «Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so kann es nur Spinoza sein... Es gibt keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza!» Die Veröffentlichung dieses Lessinggespräches durch Jacobi hat im ganzen geistigen Deutschland Aufsehen erregt, denn Spinozist galt damals so viel wie Atheist. Jedenfalls hat das Studium Spinozas damals in Deutschland mächtig eingesetzt. Goethe, der selbst sich als Schüler Spinozas zeitlebens bekannte, der sich immer wieder «zu seinem alten Asyl», zu Spinozas Werken, zu seiner «Ethik» rettete, berichtet ja darüber im XV. Buch von «Dichtung und Wahrheit».

Und ebenso eng wie an Spinoza schloss sich Goethe an dessen grossen Vorgänger, an den kühnen Nolaner Giordano Bruno an. Manche naturphilosophischen Gedichte Goethes klingen so, als wären sie den Gedanken und Versen jenes Pantheisten, jenes gewaltigen Astronomen und Philosophen entnommen, der 1600 von der römischen Inquisition lebendig verbrannt wurde. Ganz im Geiste Brunos klingen die Verse aus dem Cyklus «Gott und Welt»:

«Was wär' ein Gott, der nur von aussen stiesse,
das All im Kreis am Finger laufen liesse?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen...»

Und so bestätigt sich überall Goethes gegen den Dualismus von Gott und Welt, von Körper und Geist, von Seele und Leib gerichtete Gesinnung. Wie Bruno und Spinoza stand er auf dem Boden der Einheit von Denken und Ausdehnung; als Attribute *einer* Substanz, war ihm Natur und Notwendigkeit geradezu identisch. Denn er bezeichnete sich selbst als zur Identitätsschule gehörig. «Nach ewigen, ehernen, grossen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden!» sagt er in dem Gedicht: «Das Göttliche». Und als konsequenter Determinist bei anderer Gelegenheit: «Ich begehre keinen freien Willen!» und «Wer will, der muss!»

So tritt uns Goethe als Naturforscher, als Realist und Empiriker entgegen, den wesenlosen Spekulationen der sogenannten Geisteswissenschaften, der abstrakten Philosophie und Philologie durchaus abhold, da sie, besonders wenn sie metaphysisch werden, ins «Absurde der Möncherei und Scholastik führen». «Bloss die *Naturwissenschaften* lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit». Und auf diesem Gebiete hat er ganz Grosses geleistet. Wie ihm die Frage nach einem Zweck, nach einer Teleologie im Naturerkennen als ärgster Hemmschuh der Forschung erschien, man vielmehr nach dem Wie des Gewordenseins, nach der Entwickelung, Organisation, das heisst hier Organwerdung fragen müsse, so hat er auch, als grosser Vorgänger und Vorahner Lamarcks und Darwins, die Metamorphose der Pflanzen und Tiere entdeckt. Hatte er schon 1784 bei seinen vergleichenden anatomischen Studien das bisher nur bei den Tieren beobachtete os intermaxillare, den Zwischenkieferknochen, auch beim Menschen gefunden, so im Geiste geschaut, dass der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt sei, da ein osteologischer Typus, eine «Urform» durch alle Säugetiere, vielleicht sogar durch alle Wirbeltiere gebe. Erfüllt von spinozistischen Ideen trat er seine italiensche Reise an, und im Herbst 1786 hatte er das grosse Erlebnis im botanischen Garten zu Padua: «Hier in dieser mir neu entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, dass man sich alle Pflanzengestalten aus *einer* entwickeln könne,» und an Herder schreibt er von dem Hen kai pan, dem Eins und alles in der Botanik, das ihn in Erstaunen versetze und dessen weiteres Umsichgreifen er selbst

noch nicht sehen könne. Hatte er in Neapel die Anschauung, dass alle Gestaltungen der Pflanze aus dem Blatte hervorgehen, und meinte er, in Palermo die Urpflanze bereits entdeckt zu haben, so fand er in den venetianischen Lagunen einen so glücklich geborstenen Schafschädel, «dass mir nicht allein jene grosse, von mir schon früher erkannte Wahrheit: die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigt, sondern den *Uebergang* innerlich ungeformter organischer Massen durch Aufschluss nach aussen, zu fortschreitender Veredlung höchster Bildung und *Entwickelung* in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte». Und 1796 sagt er zusammenfassend und ohne Scheu: «dass alle vollkommene organische Natur, Fische, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzteren wir den Menschen sehen, alle nach einem *Urbild* geformt seien, das nur in seinem sehr beständigen Teil mehr oder weniger hin und her weicht, und sich täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.»

Steht Goethe derart in der Entwickelungslehre in der Reihe der Bahnbrecher, so blieb er auch in den sogenannten Welträtseln, den Ewigkeits- und sonstigen metaphysischen Problemen, Naturwissenschafter:

Willst du ins Unendliche schreiten,
geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Allen Benebelungstendenzen, allen mystischen Spekutationen war er feindlich: «Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin.» Aber dem Forscher sollte man nach seiner Ueberzeugung keine Grenzlinie ziehen, denn wie weit und tief der Menschengeist in die unbegrenzten Fernen, in die undurchdringliche Nähe doch zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt, noch abgeschlossen. Und so entgegnet er einem damals von Haller gereimten «Ignorabimus» (Wir werden es nicht wissen!) in heiteren Reimen:

«Ins Innere der Natur —» *)
O! du Philister!
«Dringt kein erschaffner Geist.»
Mich und Geschwister
mögt ihr an solches Wort nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
sind wir im Innern.
«Glückselig, wem sie nur
die äuss're Schale weist!»
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
ich fluche drauf, aber verstohlen,
sage mir tausend, tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male;
dich prüfe du nur allermeist,
ob du Kern oder Schale seist.

Und so ist auch in seiner Weltdichtung, im Faust, der Hauptgedanke die Naturerkenntnis, das naturgemässe, von allem «Hohlen, Dummen und Absurden» befreite Erkennen, die *Selbsterlösung* des ewig unbefriedigten Menschen vom *magischen Denken*. Faust sieht, dass wir nichts wissen können.

«Drum hab ich mich der *Magie* ergeben,
ob mir durch Geistes Kraft und Mund
nicht manch Geheimnis werde kund...
dass ich erkenne, was die Welt
im Innersten zusammenhält,
schau alle Wirksamkeit und Samen,
und tu nicht mehr in *Worten* kramen.»

Aber es zeigt sich, dass Magie von dem Wortkram, dem des grossen Nominalisten Kampf gilt, nicht erlöst. Worte und Namen sind es, die über Ohnmacht menschlichen Wissens hinwegtäuschen sollen; Worte und Phrasen, Wortsysteme, deren gefährlichstes die Theologie darstellt, dienen der Umnebelung und Niederhaltung der menschlichen Vernunft und Autonomie. Metaphysik ist für Goethe das, «was in des Menschen Hirn nicht passt». Theologie heisst bei ihm: «auf des Meisters Worte schwören», «mit Worten ein System bereiten», an Worte glauben, auch an das Wort der Worte, an den Namen, der nur Schall und Rauch: *Gott*, und an das Hexeneinmaleins der Dreieinigkeit, an die Hexenformel jedes Dogmas. Denn die Dogmen sind gleich dem Gesslerhut aufgerichtet, damit der Mensch sich vor dem Absurden beuge, denn «duckt er hier, folgt er seinen Zwingherren auch», beugt er sich auch in Demut vor der absurden, aber gottgewollten Ordnung. Die Heiligen und die Ritter, das heisst die Priester und Militaristen sind es, die gestützt auf Schwert und Dogma, diese Ordnung aufrecht erhalten: «*Natur* und *Geist* — so spricht man nicht zu Christen, deshalb verbrennt man Atheisten, weil solche Reden höchst gefährlich sind. Natur ist Sünde, Geist ist Teufel, sie hegen zwischen sich den Zweifel, ihr missgestaltet Zwitterkind.» — Uns nicht so! Kaisers alten Landen sind zwei Geschlechter nur entstanden, sie schützen würdig seinen Thron: Die Heiligen sind es und die Ritter; sie stehen jedem Ungewitter und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn...»

Die Befreiung von aller magischen Verstrickung ist Faust's höchster und letzter Augenblick. Ueberwindung der «weissen Magie», die Gott und alle himmlischen Heerscharen herbeizaubert, die uns den Himmel, ein trügerisches Jenseits, vorgaukelt, von dem Faust nichts wissen will: «aus dieser Erde quillen meine Freuden, und diese Sonne scheinet meinen Leiden!» Das «Drüben» kann ihn wenig kümmern. Aber auch die blosse Beschäftigung mit der Unsterblichkeitsidee, sagt Goethe am 25. Februar 1824, «ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und daher täglich zu kämpfen, zu streben und zu wirken hat, lässt die künftige Welt auf sich beruhen, und ist tätig und nützlich in dieser!» Nein, ein Christ war er nicht, der sich selbst einen «Heiden», einen «dezidierten Nichtchristen» genannt, der das respektlose Wort vom Christentum (zu Herder — «Scheissding»), vom «leidigen Marterholz», vom «Schnitzbild und Querhölzlein» geprägt, der im zweiten Teil des Faust das mephistophelische Gegenstück zum «Lied von der Glocke» geformt, der die Kirche und ihren guten Magen bei jeder Gelegenheit gekennzeichnet hat. Nicht nur um die Ueberwindung der weissen, auch um die der schwarzen Magie ging es ihm. Auch Teufel und Höllengeister können nicht aus dem Elend und Irrtum erretten. «De idolis» ist der Titel eines Werkes von Baco. Gespenster sind auch für Goethe seit 1815 alle jene Einflüsse, wo Widersprüche gegen die Vernunft, wo menschliche Verstrickung in Qual und Unheil entstehen, und vor genau hundert Jahren hat dieser Natur- und Menschenkenner uns die Gespenster der Not, des Mangels, der Schuld und der Sorge entlarvt. Von diesen vier grauen Weibern wird die Menschheit gepeinigt, besonders die Sorge macht die Menschen blind für alle Lebensfreude, unfähig zu brüderlich sozialem Zusammenleben. Der *Sumpf* menschlicher Unzulänglichkeit, der Sumpf der Habgier und Unterdrückung, die zumeist von der dämonischen Furcht und Sorge herstammt, mit einem modernen Wort: der Sumpf kapitalistischer Denkungsart muss erst ausgetrocknet werden, bis das Befreiungswerk des Faust, das ihm, dem Hundertjährigen, endlich den nie empfundenen Augenblick der Befreiung gewährt, gelingen kann: die Menschen anzusiedeln in Freiheit, Frieden und gesicherter Existenz. «Freies Volk auf freiem Grund» war Goethes Hochgedanke, ein hohes Lied des sozialen Gemeinschaftsgedankens. Denn er wurzelte in der Menschheit: «Wie hätte ich,» sagt er am 14. März 1830 zu Soret, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, «eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört (die französische nämlich), und der ich einen so grossen Teil meiner Bildung verdanke? Ueberhaupt ist es mit dem Nationalhass ein eigen Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur wird man ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermassen über den Nationen steht, und man ein

*) Das kursiv Gedruckte stammt aus einem Gedicht von Haller.

Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäss, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.» Und am Ende seiner Tage sah er in der Vision des sterbenden Faust, in dessen höchstem Augenblick, dieses einzige Volk von Brüdern, dem durch die materielle Sicherheit die Freiheit, durch geistige Befreiung die Sicherheit, der Frieden gewährleistet ist.

Den Weg zu diesem freien Volk, zu dieser Zukunftsmenschheit hat Goethe damals schon im «Gemeindrang» des sozialen Kampfes, in der kollektiven Arbeit, erblickt. Zwar hat er früher, am 17. Mai 1787, seinem grossen Freunde Herder, als dieser seine weltumfassenden «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» herausgebracht hatte, aus Neapel geschrieben: «je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, dass die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse bilden könne.» Aber damals hat er sich auch Frau von Stein gegenüber «von dem Traumwunsch der Menschheit, dass es dereinst mit ihr besser werden solle», und von dem endlichen Siege der Humanität mit Zuversicht ausgesprochen. Die Rettung aus dem Elend der Menschheit sah er aber vor allem in der Befreiung des Einzelnen aus geistigen Fesseln:

Komm! Wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz!
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein *freies Herz:*
Denn es lebt ein ewig Leben,
es ist selbst der ganze Mann.
In ihm wirken Lust und Streben,
die man nicht zermalmen kann.

Ostern.

Die Ostertage sind zwar vorüber, wenn Ihnen diese Zeilen vor Augen kommen. Trotzdem gestatte ich mir ein paar Worte über die Frage, ob auch wir Freidenker Ostern feiern sollen oder nicht. Und ich sage gleich meine Meinung: Warum denn nicht! Ostern ist ein Frühlingsfest, das weder von den Juden, noch von den Christen, noch von unsern heidnisch-germanischen Vorfahren erfunden worden ist. Es reicht der ursprünglichen Bedeutung nach wohl um Jahrtausende weiter zurück in jene Urzeit, als der Mensch, noch kaum Mensch, wenn er den furchtbaren Bann der Winterstarre und der Gefangenschaft in der Höhle weichen fühlte, hinaustrat in die grünende Natur, den Körper, von neuer Wärme und neuer Kraft durchwirkt, zu neuen Taten reckte. Nicht, dass er sich eine Feier gedacht hätte. Aber er wusste aus Erfahrung: Jetzt kommt die Zeit der Fülle wieder, jetzt ist's aus mit der Not. Für den Urmenschen bedeutete die Wiederkunft des Frühlings Leben, und so dumpf sein seelisches Empfinden noch gewesen sein mochte, es war doch ein Erkennen des Wandels zum Bessern und die Freude über diesen Wandel. Wir beobachten diese Urfreude noch an jedem Tier, das nach langer Winterhaft zum erstenmal wieder in die frische, warme Luft hinauskommt. Und wir Menschen selber, die wir im Winter weder an Licht noch an Wärme zu darben hatten, fühlen uns in den Strahlen der Frühlingssonne verwandelt, glücklicher, von neuem Hoffen, neuem Mut, neuer Kraft und neuer Freude erfüllt. Und wenn es uns auch gar nicht einfällt, eine Feier in irgend einer bestimmten Form begehen zu wollen, der Feier vermögen wir uns nicht zu entwinden, es feiert i n uns; der neue Kraftstrom, der durch die ganze Natur wallt und neues Leben aus sich heraus gebiert, durchflutet auch uns Menschen und erzeugt in uns das Hochgefühl der Lust. Es gibt keinen Vorgang in der Natur, den wir so tief miterleben wie das lenzliche Werden, keinen, der so allgemein alle fühlenden Wesen ergreift.

Und darum ist es ganz selbstverständlich, dass die Menschen, als sie sich der Tierheit entrungen hatten, für diese überquellende Freude eine Form des Ausdrucks suchten, dass sie, in den Ursachen der Erscheinungen unwissend, hinter dem Guten einen *Spender* des Guten glaubten und dass ihr Feiern zu einem Danken wurde.

Ebenso selbstverständlich ist, dass die sich allmählich bildenden Religionen dieser ursprünglichsten Gefühlswerte nicht entraten konnten, vielmehr sich in ihnen verwurzelten und (im Bilde gesprochen) mit den vorhandenen gesunden Säften die dem Baume aufgepfropften fremden Zweige nährten.

Dass die Juden in ihrem Osterfeste die Befreiung aus Aegypten, die Christen die Auferstehung, also beide ein Freiwerden aus einem bedrückenden, unwünschbaren Zustand feiern, zeigt mit aller Deutlichkeit die Anlehnung des religiösen Inhaltes an den naturgegebenen Sinn einer Frühlingsfeier.

Was aber geht es uns Freidenker an, was Juden oder Christen oder wer sonst noch in den ursprünglichen Naturvorgang und in die menschlich-natürliche Freude hineingeheimnist haben! Sollten wir verbissen beiseite stehen und nicht Frühling feiern, weil unsern kirchlich beeinflussten Nebenmenschen der natürliche Sinn für die Frühlingsfeier verloren gegangen ist und sie des Glaubens sind, die Gedächtnisfeier an ein Wunder zu begehen?

Nein, wir feiern Frühling! Mit Freude und Inbrunst tun wir das. Aber nicht in kühlen oder künstlich erwärmten Kirchen, sondern draussen in der Natur, inmitten des allgewaltigen Werdens. Wir wenden unsere Gedanken nicht alten, bunten Märchen zu, in denen das natürliche Geschehen aufgehoben und das Widernatürliche und Unmögliche als heilige Wahrheit dargestellt wird. Wozu sich an solch alten «Hausrat des Geistes» klammern, indes das Wiederlebendigwerden millionenfach in Tat und Wahrheit rings um uns sich begibt und wir selber teilhaftig sind daran durch die Neubelebung unserer eigenen Kraft!

Sagen wir nach gewohntem Sprachgebrauch «Ostern», aber unser Feiern ist nicht an diesen willkürlich gesetzten Tag gebunden, und unser Sinnen flieht dabei nicht zurück in eine Zeit, um die sich ein dichtes Netz von Sagen und Phantasie gesponnen hat. Unser Feiern gilt dem gegenwärtigen Werden in der Natur und dieses wird uns zum Sinnbild dessen, was wir für das Werden im Menschheitsleben wünschen und hoffen und erstreben. Wir gewinnen neue Zuversicht und neue Tatkraft im Anblick der Entwicklung neuen Lebens. Wir wissen, dass Totes nicht lebendig gemacht werden kann und hängen unsere Hoffnungen nicht an unerfüllbare eitle Wünsche. Wir wissen aber auch, dass, wie in der Erde, im Schosse des Menschengeschlechtes unendlich viele Samen und Keime verborgen liegen, die zum Wachstum und zur Blüte und zur Reife gelangen *müssen*, eben weil sie vorhanden sind und die Entwicklung sich auf die Dauer nicht zurückhalten lässt. Einzelne Keime, ja unendlich viele, können zerstört werden, aber das Leben ist so allgegenwärtig, dass es immer wieder irgendwo aus der Erde hervorbräche, auch wenn der Mensch glaubte, den letzten Keim zerstört zu haben. Und so verhält es sich mit dem geistigen Wachstum im menschlichen Geschlecht: Es ist vorhanden und es gibt keine Macht, die es zum Stillstand und zur Erstarrung bringen könnte, so sehr die Zustände in gewissen Zeiten dagegen zu sprechen scheinen.

Von diesem ewig sich erneuernden Schaffen und Werden ist uns der Frühling herrlicher Zeuge und grosses Sinnbild, dessen überwältigendem Eindruck wir uns nicht entziehen können, selbst wenn wir es tun wollten, weil die Erneuerung sich auch in uns selber vollzieht. Und darum wird es Frühlingsfeiern geben, wenn die alten phantastischen Mären von grabentstiegenen Wundertätern in keines Menschen Hirn mehr spuken. Der Auferstehungsmythos, den die Kirche uns verkündet, ist ja auch nichts anderes als die Umdichtung des alljährlich sich vollziehenden Werdevorganges in der Natur. Die Kirche hat den Menschen der Natur entfremdet, im Denken und in der Lebensweise. Nun aber mehren sich die Zeichen dafür, dass der mystische Dunst, der jahrtausendelang zwischen Natur und Mensch lag, sich allmählich wieder verflüchtigt. Auch diese Tatsache ist einer Feier wert! Denn haben die Menschen